



EVANGELISCHE
LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG
Amt für Information

Augustenstraße 124
70197 Stuttgart
Telefon (07 11) 2 22 76-58

Pressemitteilung

Donnerstag, 29. März 2001

Mit „Wegmarken“ beginnt Tagung der Landessynode

Bischof Eberhardt Renz hält seinen letzten Bischofsbericht vor der Synode

Stuttgart. „Wegmarken“ hat Landesbischof Eberhardt Renz seinen letzten Bischofsbericht überschrieben. „Wegmarken beschreibt“ Stationen und Momente aus sieben Jahren im Amt des Landesbischofs und setzt Ausblicke für die kommende Zeit. Noch einmal greift Eberhardt Renz, der am 28. April zwei Tage vor seinem 66. Gebeurtstag aus dem Amt des Landesbischofs scheidet, Themen auf, die ihn in diesen sieben Jahren beschäftigt haben, und bei denen er Aufgaben in den nächsten Jahren erkennt. Mit dem Bischofsbericht beginnt heute die Frühjahrstagung der 12. Württembergischen Evangelischen Landessynode.

Nachfolgend der vorläufige und unkorrigierte Wortlaut des Bischofsbericht. Es gilt das gesprochene Wort. Landesbischof Eberhardt Renz wird gegen 9.20 Uhr mit seinem Bericht beginnen:

BISCHOFSBERICHT 2001

WEGMARKEN

1. Einleitung

Sieben Jahre sind im Leben der Kirche nur eine kleine Spanne Zeit, lebt sie doch aus einer zweitausendjährigen Tradition und ist selbst im evangelischen Württemberg schon im 5. Jahrhundert ihres Bestehens.

Sieben Jahre im Leben eines Bischofs sind eine lange, weil zugleich eine überaus dichte, herausfordernde und spannende Zeit voller Wegmarken, die den Reichtum und die Fülle kirchlichen Lebens widerspiegeln.

Für mich sind diese Wegmarken – bei aller Unvollkommenheit, die wir bei uns selbst feststellen können – Zeichen der unverbrüchlichen Treue Gottes zu seiner Kirche und deshalb auch Zeichen der Zuversicht und des fröhlichen Glaubens in seiner Kirche, getragen von der Hoffnung, daß das Stückwerk unseres menschlichen Bemühens von Gott seine Vollendung erwarten darf.

Dabei haben wir einen Zeitabschnitt vor Augen, der uns als Kirche im öffentlichen Raum kräftigen Gegenwind, zugleich aber auch erstaunlich beständige Rahmenbedingungen beschert hat. Unsere Wirkungsmöglichkeiten in der Gesellschaft sind seit Jahrzehnten so groß und unbehindert wie kaum jemals in der Geschichte. Die Wiedervereinigung Deutschlands hat aber auch die Tendenz zur Entkirchlichung verstärkt, weil die bitteren Früchte des DDR-Regimes nun auch Teil unseres Alltags geworden sind. Die westliche Landeshälfte hat längst ihre weltanschauliche Eigendynamik entwickelt.

Die Kommunikationstechnik, vor allem das Internet, hat das Leben weiter beschleunigt. Aber diese neuen Möglichkeiten teilen die Menschen auf in Nutzer und Nichtnutzer, und das heißt auch in Gewinner und Verlierer, nicht nur bei uns, sondern in verstärktem Maße weltweit. Sie verstärken die Vereinsamung und erschweren die Unterscheidung zwischen hilfreicher und minderwertiger Information. Aber wie bei allen epochalen Neuerungen geht es nicht darum, über sie zu klagen, sondern sie richtig zu nützen. Ob wir uns in einer so umwälzenden Phase der menschlichen Geschichte befinden wie einst zur Zeit der Erfindung des Buchdrucks, lasse ich dahingestellt. Die Frage des guten Zusammenlebens der Menschen, lokal und global, bleibt uns immer gestellt. Auch wenn wir als Kirche die neuen Möglichkeiten der Kommunikation so gut wie möglich nützen sollten, werden menschliche Nähe, das direkte Gespräch, werden Gottesdienst, Gebet und Feier, Seelsorge und lebensgeschichtliche Begleitung ihre Bedeutung nicht nur behalten, sondern eher noch steigern. Dies bleibt der Auftrag der Kirche, vorgegeben durch das Evangelium, das wir weiterzugeben haben, und deshalb unsere ureigene Kompetenz. Als ich vor sieben Jahren das Amt des Landesbischofs antrat, war nach Jahren ununterbrochenen äußeren und finanziellen Wachstums zum ersten Mal unübersehbar geworden, daß die uns zur Verfügung stehenden Mittel auf Dauer auf einem niedrigeren Niveau stehen bleiben würden. Darum habe ich meinen ersten Bischofsbericht überschrieben: „Vom Reichtum der Kirche“. Dies stand im bewußten Gegensatz zum Gefühl in vielen Gemeinden und Einrichtungen, auch vieler einzelner Christen. Gerade darum war und ist es unverzichtbar, den wahren Schatz und Reichtum der Kirche Jesu Christi immer wieder neu zu betrachten. Davon ist auch heute nichts zurückzunehmen, weil nach wie vor gilt, was Professor Jüngel bei meiner Amtseinführung gesagt hat: „Die fundamentale Prämisse evangelischer Kirchenleitung ist die fröhliche Erkenntnis, daß ihr die Sorge um die Erhaltung der Kirche ein für alle Mal abgenommen ist.“

Davon Zeugnis abzulegen, wird freilich von uns allen erwartet. Von jedem und jeder einzelnen, so wie dies der 1. Petrusbrief klar und deutlich fordert: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.“ (3, 15).

2. Theologie

Zweifellos war in diesen sieben Jahren viel vom Geld die Rede, um genau zu sein, vom fehlenden Geld. Das war nötig und dieses Thema wird uns weiter beschäftigen. Gleichzeitig rückten in diesen sieben Jahren theologische Themen in den Vordergrund wie selten zuvor, nicht nur in der Landessynode, sondern bis hinein in die einzelnen Gemeinden. Kreuz und Abendmahl, Rechtfertigung und das Verhältnis zwischen Christen und Juden haben für mich erstaunlich tiefgehende Gespräche ausgelöst, fraglos auch Herz und Gemüter erregt. Aber dadurch wurden diese zentralen Themen als wesentliche Elemente unseres christlichen Glaubens für viele wieder und oft ganz neu bewußt, für mich bei allem Streit, der damit auch verbunden sein konnte, ein Gewinn im theologischen Denken auf allen

Ebenen innerhalb unserer Landeskirche, aber auch zwischen verschiedenen Kirchen weltweit.

Die Klausurtagung in Untermarchtal halte ich nach wie vor für eine hilfreiche Zeit gemeinsamen Nachdenkens über Leben, Leiden, Tod und Auferstehung Jesu als dem grundlegenden Geschehen für unseren Glauben. Wir taten dies als Hörende, die sich verschiedenen Auslegungstraditionen aussetzten. Wir taten dies als Glaubende, die von der Treue Gottes in Jesus Christus überzeugt sind.

Es stand nicht zur Debatte, ob das Apostolische Glaubensbekenntnis, das in unseren Gemeinden die Regel ist und mit großer Regelmäßigkeit gesprochen wird, noch gilt. Das stand nie in Frage. Daß wir uns mit verschiedenen Deutungsversuchen, insbesondere des Kreuzestodes Jesu, auseinandersetzen, sollte uns und allen unseren Gemeinden die Aufgabe deutlich vor Augen halten, miteinander aufmerksam die Bibel zu studieren und ohne gegenseitige Verurteilungen aufeinander zu hören. Mir persönlich scheint vor allem wichtig, daß es bei den Deutungen des Kreuzestodes Jesu nicht um eigenmächtige Konstruktionen oder die Zerstörung der Substanz bisheriger Deutungstraditionen gehen kann. Ich habe in Untermarchtal zur Einführung gesagt: „Bei allem Nachdenken über die Bedeutung des Kreuzes gilt: Es ist grundlegend für das Verständnis unseres Glaubens. Es bewahrt uns vor einem idealistischen Gottesbild, vor überschäumendem Enthusiasmus – es hilft uns zu einer realistischen Einschätzung des Menschenbildes; es steht für die unablässige Zuwendung Gottes zu den Menschen bis in die tiefsten Abgründe des Bösen und des Todes. Aber das Ereignis des Kreuzes bleibt niemals isoliert. Es steht im engsten Zusammenhang mit der Auferstehung und dem Sieg des Lebens, genauso wie mit dem gesamten Leben Jesu, seiner Hinwendung zu den Schwachen und an den Rand Gedrängten, seinem Kommen für alle Menschen und seinem Ruf zur Umkehr.“

In vielen Predigten und Gesprächen habe ich darauf hingewiesen, daß das Kreuz einen Namen hat und daß wir seine Geschichte erzählen können. Um sie erzählen zu können, müssen wir sie freilich kennen, und daß wir sie erzählen, darauf müssen wir uns gegenseitig verpflichten. Daß Deutungsversuche auch in die falsche Richtung gehen können, hat die Kirche von Anfang an begleitet. Uns gegenseitig im Verstehen zu helfen, wenn nötig zu korrigieren, miteinander zu lernen, wie die Botschaft vom Kreuz anderen verstehbar gemacht werden kann, das bleibt unser aller Aufgabe. Wir müssen ständig und heute mehr als in früheren Jahren als Dolmetscher tätig sein. Sündenvergebung, Sieg über den Tod, Stellvertretung, Hingabe, neue Gemeinschaft, Überwindung der Trennung von Gott, Überwindung der Welt: die Deutungen können sich ergänzen.

Die Lima-Texte des Ökumenischen Rates der Kirchen von 1982 zu Taufe, Eucharistie und Amt sind dafür ein gutes Beispiel. Leider sind sie viel zu wenig in unsere eigene theologische Diskussion aufgenommen worden. Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung hat in dieser sogenannten Konvergenzerklärung die Bedeutungsfülle und Mannigfaltigkeit des Abendmahls zusammengetragen. Ohne Zweifel hat die württembergische Kirche eine lange und alte Tradition beim Abendmahl in seiner Bedeutung als Sündenvergebung, also im Sühnetod Jesu. Dies in das Gespräch unter Christen und zwischen den Kirchen einzubringen, gehört zu unserem württembergischen Profil. Aber schon 1975 hat Lukas Fischer geschrieben: „Wenn die Kirchen sich je in der Einheit zusammenfinden sollen, werden sie alle neuen oder bisher in ihrer Tradition unbetonten Einsichten aufnehmen und entfalten müssen. Die ökumenische Bewegung ist eine Herausforderung an alle Kirchen. Die Entdeckung der Gemeinschaft in Christus bedeutet immer auch Selbstprüfung und Erneuerung.“ Und Lukas Fischer fügt eine Art

Leitfrage an, die uns dauernd begleiten muß: „Was bedarf in meiner Kirche in Lehre, Liturgie und Praxis der Veränderung und Erneuerung?“

Diese Frage ist immer berechtigt. Sie ist es aus gutem Grund, weil nämlich das Verständnis der Taufe uns Christen über viele Grenzen hinweg verbindet. Viel zu wenig ist uns bewußt, welches feste Fundament die verschiedenen Kirchen dadurch haben. 11 von 13 in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg verbundenen Kirchen haben durch die „Gemeinsame Erklärung zur gegenseitigen Anerkennung der Taufe“ 1998 eine längst feststehende Erkenntnis auch schriftlich dokumentiert. Wir sind verbunden durch die Taufe auf den Dreieinigen Gott. Das ist Basis und Verpflichtung zum ökumenischen Miteinander. Dazu gehört auch, und ich finde dies erfreulich, daß wir im Rahmen der Neukonzeption der Konfirmandenarbeit das Abendmahl auch den Kindern in angemessener Form erschließen und öffnen. Manches können wir an Offenheit für das Reich Gottes von den Kindern lernen. Durch die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ zwischen dem Lutherischen Weltbund und der Römisch-Katholischen Kirche im Jahr 1999 ist ein ökumenisches Zeichen gesetzt, das uns selbst verpflichtet, von der bedingungslosen Zuwendung Gottes zu uns ganz klar, verständlich und lebensbezogen zu reden. Es ist ein großer Schritt, der mit dieser Erklärung versucht wurde. Was als Konsequenz daraus folgen könnte, ist noch längst nicht ausgelotet. Manches in der Diskussion nach „Dominus Jesus“ kommt mir vor wie die Angst vor der eigenen Courage. Aber auch hier ist mir wichtig, daß es nicht ausreicht, sich über dogmatische Formulierungen zu einigen, sondern daß es vielmehr darauf ankommt, Rechtfertigung zu predigen, und noch mehr, als Gerechtfertigte zu leben, als anschauliches Zeugnis für Gottes Geschenk, nicht unseres Tuns, gerade in einer so leistungsorientierten Gesellschaft wie der unsrigen.

Die Begegnung von Christen und Juden hat in unserer Landeskirche eine lange Tradition. Durch Studienaufenthalte in Israel und die Denkendorfer Arbeit, durch Einzelforschungen wie die von Joachim Hahn und christliches Engagement für ehemalige jüdische Synagogen wie in Hechingen, Freudental, Rexingen, um nur einige Beispiele zu nennen, ist Württemberg sicher ein Schwerpunktgebiet christlich-jüdischer Begegnung. Vielleicht gerade deshalb hat es in den vergangenen Jahren auch Konflikte gegeben. Der Begriff „Judenmission“ oder vielmehr das, was damit verbunden wird, hat innerhalb unserer Kirche zu heftigen Diskussionen geführt, aber auch eine ständige öffentliche Kritik des Landesrabbiners zur Folge gehabt. Auf mehreren Ebenen muß hier die Diskussion geführt werden: Es muß weiterhin gelten, daß das christliche Zeugnis allen Menschen gilt. Gleichzeitig sind Christen und Juden in einzigartiger Weise durch die Heilige Schrift in ihrem ersten Teil, unserem Alten Testament, und dem Glauben an den selben biblischen Gott verbunden. Darum hat immer schon ein qualitativer Unterschied bestanden zwischen der Aufgabe der Weltmission unter den Völkern und dem christlichen Zeugnis gegenüber dem jüdischen Volk, von dem wir uns innerhalb der biblischen Tradition durch den Glauben an Jesus als den Messias unterscheiden. Wir sind uns in vielem sehr nahe, ganz besonders dadurch, daß der Bund, den unser gemeinsamer Gott mit dem jüdischen Volk geschlossen hat, nicht aufgehoben ist. Wir sind uns sehr nahe, aber wie in mancher Familie ist dieses Verhältnis darum auch oft konfliktreicher.

Hinzu kommt die schreckliche Vergangenheit zwischen Deutschen und Juden im letzten Jahrhundert. Die Geschichte der Schoah muß uns zu großer Zurückhaltung und zu leisen Tönen verpflichten. Trotzdem sollten wir, wo immer möglich, das Gespräch mit den jüdischen Schwestern und Brüdern suchen und es in großer Offenheit und gegenseitigem Respekt führen.

Ich bin froh und dankbar, daß wir in diesen sieben Jahren viel Theologie getrieben haben, wahrscheinlich wie manchmal in der Kirchengeschichte nicht immer geschickt und sehr weise, meist nicht mit der notwendigen Geduld und der nötigen Gelassenheit und oft ohne den nötigen Humor bei allem verständlichen Eifer. Wenn Martin Dolde dem Kirchentag in Frankfurt verordnet hat, über unser Glaubensbekenntnis neu nachzudenken, und wenn Prälat Paul Dietriche seine „Briefe an Dr. Schulz“ zum Glaubensbekenntnis schreibt, Briefe, die von vielen gelesen werden, dann – so verstehe ich beide – aus dem einen Grund, uns gemeinsam anzustrengen, den alten Inhalt unseres Glaubens in Worte zu fassen und mit unseren eigenen ehrlichen Erfahrungen zu belegen, die anderen Menschen wieder verständlich machen können, warum wir immer noch Christen sind und dies auch gar nicht aufgeben wollen. Nur so werden wir fähig, „Lehre zu urteilen“, diesem „reformatorischen“ Recht der Gemeinde.

3. Bildung

Nicht erst die Schwerpunkttagung unserer Synode zur Erwachsenenbildung hat die Bedeutung des Bildungsthemas neu vor Augen geführt. Bereits die Reformatoren hatten die kirchliche Erneuerung ganz eng mit der pädagogischen Aufgabe verbunden, die Heilige Schrift zu dolmetschen und alle Menschen in die Lage zu versetzen, sie selbst zu lesen und zu verstehen. Der Wert des Katechismusunterrichts und die Förderung der Hausandacht ist auch unter bildungsgeschichtlichem Aspekt kaum zu überschätzen. Philipp Melanchthon steht als überzeugter Christ und Humanist für die evangelische Verbindung von Glaube und Bildung, Theologie und Kultur. Das evangelische Pfarrhaus hat über Jahrhunderte prägend gewirkt.

In einer Zeit sich immer mehr beschleunigender Veränderungen ist Bildung auf allen Ebenen und für alle Menschen in der Kirche unabdingbar geworden, wenn wir der Aufgabe der Vermittlung des Evangeliums gerecht werden wollen, wenn wir auf Fragen der Zeit Antworten geben möchten, wenn wir uns vornehmen, dem „Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert“ Gestalt zu geben. So ist die Schrift überschrieben, die die Evangelische Kirche in Deutschland und die Vereinigung Evangelischer Freikirchen 1999 gemeinsam veröffentlicht haben. „Die Kirche gilt den Kritikern – so heißt es im Vorwort – weniger als kulturell schädlich als vielmehr als kulturell irrelevant. Wir nehmen solche Einschätzungen ernst, aber wir widersprechen ihnen. Die Kirchen behalten eine wichtige kulturelle Rolle; im kulturellen Wandel wachsen ihnen auch neue Aufgaben zu. Es kommt darauf an, daß sie sich nicht in die Nische verkriechen.“ Dazu sind alle in der Kirche aufgerufen, ob haupt, neben oder ehrenamtlich. Und für die Kirche selbst kommt es darauf an, entsprechende Angebote zu machen. Die Erwachsenenbildung wird dabei genauso in ihrer ganzen Breite in Anspruch genommen wie die Frauen-, Männer- oder Jugendarbeit. Dies gilt für die Arbeit der Akademie wie für das ganze Angebot an Fort- und Weiterbildung unserer Landeskirche. Aus gutem Grund ist deshalb die Evangelisch-theologische Fakultät integraler Teil der Universität. Und das soll sie auch bleiben.

Der Aufbau des Schulwesens ist Teil der Geschichte des Protestantismus. Darum sind unsere evangelischen Schulen ein Beitrag zur Bildung ganz allgemein. Sie sind nicht flächendeckend, aber als Beispiele evangelischer Bildungsarbeit und Lebensschule ein bedeutendes Signal an die Gesellschaft, Modelle, wie wir Christen uns Schule heute vorstellen und praktizieren.

Dem Willen, einer veränderten Situation gerecht zu werden, rechne ich auch die Projekte zu, die in den vergangenen Jahren angestoßen worden sind. Die vier großen Projekte – neben einer ganzen Reihe kleinerer Vorhaben – „Notwendiger Wandel“, „Pfarrplan“, „Wirtschaftliches Handeln in der Kirche“ und „Personalentwicklung und Chancengleichheit“, die auch in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden, haben eine breite Diskussion ausgelöst. An ihr beteiligen sich – dafür bin ich sehr dankbar – viele, keineswegs nur hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kirche, sondern genauso engagiert die sogenannten Laien in der Kirche. Gemeinden und Kirchenbezirke haben in den Veränderungs- und Umsetzungsprozessen bereits vorbildlich gearbeitet. Natürlich gibt es auch Kritik, es werden Aufwand und Ertrag jedes Projektes einander gegenübergestellt, und das ist gut so. Für mich sind drei Dinge in diesem Zusammenhang im Auge zu behalten: 1. Die Dynamik jedes Projektes muß erhalten bleiben. 2. Änderungen und neue Zielbeschreibungen sollten im Laufe eines Projektes nicht gescheut werden. 3. Die Kraft und der Wille, ein Projekt abzuschließen und auch zu Ende zu bringen, müssen da sein, um nicht Kräfte unnötig zu binden, die für neue Schritte, für neue Projekte nötig sind. Auch wenn man bei der Fülle der begonnenen Projekte gelegentlich an Jesaja denken muß, der sagt: „Du hast dich müde gemacht mit der Menge deiner Pläne“ (47, 13), danke ich ausdrücklich an dieser Stelle allen, die sich auf diesen Feldern in unserer Landeskirche einbringen. Ich hoffe, daß unsere Projekte dem zugute kommen, was Ziel aller kirchlichen Arbeit sein und bleiben muß, nämlich dem Zeugnis des Evangeliums.

Eine unserer zentralen Erkenntnisse der vergangenen Jahre ist, daß wir die Ehrenamtlichen auf allen kirchlichen Ebenen nicht allein als mithelfende, sondern als gestaltende, bewegende, entscheidende und als selbständige „Experten für gelebtes Christsein“ neu entdeckt haben. Bei einer ganzen Reihe von Begegnungstagen im Stift Urach mit den verschiedensten Gruppen von Menschen, die ehrenamtlich in unserer Kirche mitarbeiten, habe ich diesen Reichtum kennen und wieder ganz neu schätzen gelernt. Das Jahr 2000 wurde als Jahr des Ehrenamtes ausgerufen. Rund 22 Millionen Menschen sind in der Bundesrepublik ehrenamtlich tätig. Ein guter Teil von ihnen tut dies in der Kirche. Dies möchte ich mit großem Dank unterstreichen. In diesem Jahr wird die Institution des Kirchengemeinderats in unserer Landeskirche 150 Jahre alt. Grund genug, sich dankbar derer Frauen und Männer zu erinnern, die mit großer Treue dieses Amt übernommen haben und dafür viel Zeit und Kraft aufbringen. Grund auch dafür, die Hoffnung auszusprechen, daß sich bei den Kirchenwahlen im Herbst dieses Jahres viele auch junge Menschen in unseren Gemeinden für die Arbeit im Kirchengemeinderat und in der Synode gewinnen und begeistern lassen.

Das zusammenwachsende, immer größer werdende Europa stellt uns Christen vor neue Herausforderungen. Vom ehemals „christlichen Abendland“ können wir heute nicht mehr ausgehen. In einem Gespräch sagte der ungarische Staatssekretär für Kirchenfragen zu Christian Krause, dem Präsidenten des Lutherischen Weltbundes: "Man kann kein Europäer sein, ohne die Bibel zu kennen." Wohl gemerkt, er fordert nicht, daß alle Europäer Christen sein müßten, sondern daß alle die Bibel kennen. Daß dem so sein kann, liegt an uns Christen. Dies sollte uns bewußt sein.

Die Diskussion über die Grundrechtecharta der Europäischen Union hat die weltanschauliche Situation in Europa vor Augen geführt. Da trafen Laizismus und katholische Mehrheitsprägung, Liberalismus und protestantische Überzeugung aufeinander, von den anderen religiösen und kulturellen Prägungen noch gar nicht zu reden. Immerhin bekennt sich Europa zu seinem geistigreligiösen Erbe, auch wenn die christlichabendländische Tradition und die Kirchen keinen explizit verankerten Platz

erhalten. Aber dies war auch nicht zu erwarten. Unser Kontinent spiegelt kulturell und religiös-weltanschaulich die Welt, dem mußte die Grundrechte-Charta gerecht werden. Daß die europäischen Fragen künftig auch Württemberg direkt betreffen, spüren wir nicht nur auf dem Agrarsektor, sondern auch in Fragen von Religion, Weltanschauung, Werten und Normen. Darum ist es richtig, daß die beiden evangelischen Landeskirchen in Baden und Württemberg einen Arbeitskreis Europa einrichten, der diese Verbindung aufnimmt, Informationen bündelt und Initiativen anregen kann.

Das 25jährige Jubiläum der Leuenberger Konkordie, das 1998 in Straßburg gefeiert wurde, hat deutlich werden lassen, daß die Stimme des Protestantismus auf europäischer Ebene hörbar werden muß, wenn nicht Erkenntnisse der Reformation von anderen Positionen verdrängt und verdeckt werden sollen. Immerhin hat die Leuenberger Kirchengemeinschaft sich vorgenommen, zu sozialethischen europarelevanten Fragen zu Konsultationen einzuladen, ein erster Schritt zu einer gemeinsamen europäischen protestantischen Stimme. Sie muß sich zu Wort melden nach dem Rat des Bundespräsidenten bei einer Tagung in Tutzing: „Mischen Sie sich in die öffentlichen Angelegenheiten ein. Es sind Ihre Angelegenheiten.“

4. Jugend

Was Landesjugendpfarramt und Evangelisches Jugendwerk in Württemberg anregen und alle unsere Kirchengemeinden und Kirchenbezirke in die Tat umzusetzen versuchen, ist im Bereich der Kinder und Jugendarbeit beeindruckend. Sicher ist es so, daß die Rahmenbedingungen für kontinuierliche Angebote kirchlich profilierter Jugendarbeit komplizierter geworden sind. Aber immer noch haben wir große Möglichkeiten für Religions- und Konfirmandenunterricht, für Gruppenangebote und Freizeiten, für offene Arbeit und Projekte, bei den Pfadfindern und in der Schülerarbeit, im Kindergottesdienst und bei Kinderbibelwochen. Was Kirchenmusiker und -musikerinnen mit Kinder- und Jugendchören erreichen, ist nicht zu unterschätzen. Und immer noch schafft es die Posaunenarbeit die junge, die mittlere und alte Generation in staunenswerter Weise zusammenzuhalten. Wir brauchen uns mit unserer Jugendarbeit wirklich nicht zu verstecken.

Uns kann es aber nicht nur um die Zahlen und den gesellschaftlichen Stellenwert unserer Arbeit gehen. Das Ziel kirchlicher Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ist die persönliche Zuwendung und das gemeinsame Einüben eines zuversichtlichen Lebens im Glauben an Jesus Christus. Dabei messe ich dem Religionsunterricht in der Berufsschule eine ganz besondere Bedeutung zu, weil schulisches Lernen und erste Erfahrungen im beruflichen Leben gleichzeitig bewältigt werden müssen. Wir sollten alles tun, daß dieser Unterricht so vollständig wie möglich gegeben werden kann.

„Gegen den Begriff der Wissensgesellschaft stellen wir den Begriff der Bildungsgesellschaft.... Neben gutem Sach- und Fachwissen brauchen wir in unserer Gesellschaft Orientierungswissen und Urteilsfähigkeit. Das betrifft alle Fragen des Zusammenlebens, damit Wissen lebensdienlich bleibt“, so Präses Manfred Kock, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland in einem Bericht vor der Rheinischen Synode. Der Religionsunterricht in der Schule ist dabei ein überaus wichtiges, unaufgebbares „Übungsfeld“.

Ich freue mich deshalb auch über die Stiftung „Mehrwert“, die das Projekt „Soziales Lernen“ tatkräftig unterstützt, und über die Tatsache, daß unsere kirchlichen Gymnasien „Diakonie“ zum ordentlichen Schulfach gemacht haben.

Die Landessynode hat vor zwei Jahren zum Thema „Jugend“ zehn Zumutungen formuliert. Die sind gewiß nicht absolut neu gewesen. Der sogenannte „Generationenvertrag“ war schon immer eine „Zumutung“, weil sich zwei Menschengruppen, jung und alt in diesem Fall, aufeinander einlassen müssen und wollen, keineswegs in von vornherein garantierter Harmonie, sondern als konstruktive Auseinandersetzung, die beide Teile weiterbringen könnte. Aber in wünschenswerter Offenheit formulieren die zehn Zumutungen, worauf es ankommt. Wenn wir das „gemeinsame Einüben eines zuversichtlichen Lebens im Glauben“ miteinander erreichen wollen. Es tut mir weh, wenn nach einem langen Gespräch mit einer Jugendgruppe samt ihren Leitern über ihre Erfahrungen in Kirche und Gemeinde als Fazit übrigbleibt: „Wir werden nicht ernst genommen“. Lebenskulturen ändern sich laufend und immer schneller. Wir sind und bleiben deshalb auch lebenslang eine „Lerngemeinschaft des Glaubens“, wie Rolf Lehmann, der Vorsitzende des Jugendwerks, dies im Nachdenken über die zehn Zumutungen formuliert hat. „Weniger einen Standpunkt verteidigende Vorbilder“ – so schreibt er – „sind glaubwürdige Menschen, als solche, die selbst immer wieder Orientierung suchen, Fehler eingestehen und in der Vielfalt die Eindeutigkeit ihres Christusglaubens leben.“ Voraussetzung ist: Eigeninitiativen zuzulassen, Freiräume zu schaffen, ein ziemlich „langes Leitseil“ zu gewähren: So verstehe ich die württembergische Zauberformel „selbständig im Auftrag der Landeskirche.“ Die Einsicht, die Rolf Lehmann zum Beispiel im Blick auf mögliche spirituelle Formen, die sich dann entwickeln können, formuliert, ist durchaus bemerkenswert: „Wenn wir Alten uns darin nicht wohl fühlen, ist das weniger schlimm, als wenn die Jungen sich in unseren Formen nicht wohl fühlen.“

Glauben in begeisternder Vielfalt, dies zeigt sich zum Beispiel in der nun schon 25 Jahre währenden Partnerschaft mit „Young Life“ in den USA oder in den vielen Direktpartnerschaften unserer Kirchenbezirke und Gemeinden mit Christen in anderen Ländern. Es bleibt für mich ein erstaunliches Phänomen, wie die ökumenische Bruderschaft von Taizé junge Menschen anzuziehen vermag. Vor 60 Jahren hat Frère Roger diese Bruderschaft gegründet, mitten im Zweiten Weltkrieg. Sie erinnern sich sicher an die letzten Dezembertage 1996 und das Neujahrsfest 1997, als über 70.000 Jugendliche aus allen Teilen Europas und darüber hinaus in Stuttgart zu Gast waren, um mit der Communauté de Taizé und unseren Gemeinden zu beten, zu singen und sich über Themen des Evangeliums und des Zusammenlebens der Menschen auszutauschen. Es zeigt sich bei der ganzen Taizé-Bewegung, daß es nur weniger Elemente bedarf, um suchende Menschen verschiedenen Alters, aber vor allem junge, auf die spirituellen Quellen ihres Lebens und die Begegnung mit Gott vorzubereiten. Bei all dem steht der Austausch über Bibeltexte im Zentrum. Es war eine gute Erfahrung, daß ich im Sommer 2000 die am Rande des Jugendtreffens 1996 von Frère Roger ausgesprochene Einladung annehmen konnte, einige Tage mit der Communauté in Taizé zu verbringen. Nach wie vor zieht der Hügel von Burgund in den Sommermonaten jede Woche tausende junge Menschen an, ein Zeichen dafür, daß der „Pilgerweg des Vertrauens auf der Erde“ immer weiter geht, auch für die neuen Generationen.

Jugendarbeit bleibt die große Herausforderung an unsere Sprachfähigkeit, an unsere Ehrlichkeit, an unsere Phantasie, aber auch an unsere Gelassenheit statt der anscheinend angeborenen Ängstlichkeit, wenn wir uns der Frage stellen, die beim Evangelistenkongreß in Amsterdam im vergangenen Jahr der Amerikaner Ravi Zacharias so formuliert hat: „Wie erreichen wir eine Generation, die mit den Augen hört und mit den Gefühlen denkt?“

5. Diakonie

Am 4. Februar 2001 hat der Ökumenische Rat der Kirchen bei der Sitzung seines Zentralausschusses in einem Gottesdienst in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin die „Dekade zur Überwindung von Gewalt“ offiziell eröffnet. Schon bei seiner letzten Sitzung hatte der Zentralausschuß darauf hingewiesen, daß er für diese Dekade nur eine Rahmenordnung vorgeben will, weil jede Kirche an ihrem Ort und in ihrem Kontext herausfinden muß, wo Gewalt ausgeübt wird, was die Gründe dafür sind, und wie diese Gewalt überwunden werden könnte. Die Aufgabe, die damit den Kirchen gestellt ist, hat eine große Spannweite. Und in gewisser Weise bündelt dieser Auftrag zur Überwindung von Gewalt eine ganze Reihe von Themen, mit denen wir uns in den vergangenen Jahren zu beschäftigen hatten; Wegmarken gesellschaftspolitischer Herausforderungen und deshalb diakonischen Handelns in der Kirche mit einer großen Spannweite: die friedensethischen Fragen, die nach Bosnien und dem Kosovo-Krieg ganz neu aufbrachen und beim Kirchentag in den Vordergrund traten, anders als in den Jahren zuvor; Frieden immer verbunden mit der Frage nach der Gerechtigkeit bei uns und weltweit, so wie dies im Sozialpapier der beiden großen Kirchen in die Diskussion gebracht wurde; Asylrecht und Entwicklungspolitik als eine Weise der Bekämpfung der Ursachen für die weltweite Migration; Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus; Bewahrung der Schöpfung, nicht nur als ökologische Grundsatzfrage, sondern als plötzlich schnell zu lösendes, alle direkt angehendes Problem, wenn ich die BSEKrise als Beispiel nenne; der geklonte Mensch als Meilenstein in der Entwicklung der Menschheit oder als Eingriff in die Schöpfungsordnung Gottes; Embryonenschutz und Schwangerschaftskonfliktberatung.

In der jährlichen „Woche für das Leben“ haben wir in den vergangenen Jahren mit den katholischen Schwestern und Brüdern solche Themen aufgegriffen, auch um uns gegenseitig des Menschenbildes zu vergewissern, das uns in der Bibel gegeben ist: Der Mensch, jeder Mensch als Ebenbild Gottes mit seiner unantastbaren Würde, wie sie im Grundgesetz festgeschrieben worden ist. Es wird uns in der Kirche, in unserem diakonischen Handeln immer darum gehen müssen, daß an diesem Menschenbild festgehalten wird. Dies bleibt unser aller Aufgabe als Christen in unserer Gesellschaft auf allen Ebenen und an jenem Ort, nicht nur in den diakonischen Einrichtungen und Werken. Ich bin dankbar, daß viele in unserer Landeskirche solchen oft schwierigen Fragen, auf die es keine einfachen Antworten gibt, nicht aus dem Wege gehen, sondern sich ernsthaft, gewissenhaft und beharrlich auseinandersetzen.

Lassen Sie mich zu einigen Problemkreisen kurze Anmerkungen machen. Der Moderator des Ökumenischen Rates der Kirchen, Aram I, Katholikos der armenischen Kirche, lebt im Libanon. Er hat in seinem Rechenschaftsbericht vor dem Zentralausschuß selbst die Frage der „ultima ratio“, des militärischen Einsatzes als letztes Mittel ins Gespräch gebracht und damit eine große Diskussion ausgelöst. Vorher schon hatte der Zentralausschuß dem Stab in Genf den Auftrag gegeben, Kriterien für die „humanitarian intervention“ auszuarbeiten, die dann im Zentralausschuß nicht wie eigentlich vorgesehen beschlossen wurden, sondern als Material den Beginn der Diskussion in der Dekade begleiten sollen. „I can see from the debate where you come from“ sagte ein Bischof aus Tansania in meiner Arbeitsgruppe, als die „ultima ratio“ zur Diskussion stand. Auch wenn mir klar ist, daß Gewalt, in welcher Form auch immer, niemals von der Bibel her legitimiert werden kann, es gibt keine einfachen Antworten. Schuldig werden wir in jedem Fall, daran hat uns der 95. Geburtstag von Dietrich Bonhoeffer am 4. Februar 2001 erinnert. Und einfache Antworten verbieten sich von selbst, wenn eine Christin aus Indonesien angesichts der schrecklichen Ereignisse auf den Molukken sagt: „Wir haben keine Wange mehr frei“.

Ich bin dankbar, daß wir in unserer Landeskirche schon vor zwei Jahren mit Frau Bartsch, der damaligen Frauenbeauftragten, die Initiative gestartet haben „Verbündete Kirche – Gewalt gegen Frauen und Mädchen wahrnehmen und überwinden“. Dieses wichtige, aber all zu oft nicht beachtete Thema wurde von Kirchengemeinden, Kirchenbezirken und Einrichtungen unserer Landeskirche aufgenommen und damit ins Blickfeld gerückt. So bildete diese Initiative in gewisser Weise schon im voraus den Auftakt der württembergischen Aktivitäten. Unsere Landessynode wird morgen die Ökumenische Dekade „Gewalt überwinden“ mit einer Erklärung und einem Gottesdienst auch hier in Württemberg offiziell eröffnen.

Beim Eröffnungsgottesdienst der Dekade des ÖRK in Berlin war der junge Liberianer George Togba beteiligt, der im Bürgerkrieg in diesem Land auf der Seite der Rebellen mitgekämpft hatte, dann aber versuchte, sich von der Gewalt ganz loszusagen. Jetzt verdient er einen Teil seines Lebensunterhaltes dadurch, daß er aus Patronen Kreuze macht, bullet crosses -, eine andere Form des prophetischen Wortes, Schwerter zu Pflugscharen umzuschmieden. Mit solchen Menschen den Weg zu einem normalen Leben zurückzufinden, wie in diesem Fall in Liberia, ist lebenswichtig. Dort hat übrigens eine württembergische Pfarrerin, Sabine Förster, mitgearbeitet und wird das auch in Zukunft wieder tun. In ihrer Arbeit mit ehemaligen Kindersoldaten geht es auch darum, die Ursachen dafür, daß ein Mensch zum Asylfall in einem anderen Land wird, zu bekämpfen. Allein schon deshalb ist Entwicklungshilfe so wichtig, ganz abgesehen vom notwendigen Ausgleich zwischen Arm und Reich. Auch wenn die Zahl der Asylbewerber seit dem SchengenAbkommen zurück gegangen ist, wird die Frage des Asyls uns auch künftig beschäftigen. Auf landeskirchlicher Ebene gibt es eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Diakonischen Werk, dem Evangelischen Oberkirchenrat und dem Beauftragten bei Landtag und Landesregierung, sobald es zu Konfliktfällen im Bereich Flucht und Migration kommt. Es werden bis hinauf zur Ministerebene Gespräche mit der Regierung in Baden-Württemberg geführt. Es bleibt die Spannung zwischen den Einzelschicksalen, wie sie an Ort und Stelle mit den betroffenen Menschen erlebt werden und den Vorgaben auf regierungsamtlicher Ebene. Aus diesem Grunde haben immer wieder Kirchengemeinden in Württemberg Flüchtlinge und Migranten in ihrer Not begleitet, materiell und seelsorgerlich unterstützt und in Einzelfällen auch Schutz gewährt. Es ist unstrittig, daß letzteres in einem Rechtsstaat eine Grenzüberschreitung darstellt und im Blick auf den Widerstreit zwischen Recht und Barmherzigkeit alle Betroffenen auf allen Seiten in Gewissensnot bringt. Wir haben immer Wert darauf gelegt, daß die staatlichen Stellen exakt informiert sind und daß es um humanitäre Hilfeleistung und ein genaues Hinsehen in Einzelfällen gehen muß.

In den Jahren 1999 und 2000 sind die ehemaligen WaldenserGemeinden in unserer Landeskirche 300 Jahre alt geworden. Wir haben uns in vielen Gottesdiensten und Veranstaltungen das historische Ereignis der Aufnahme der Waldenser in Württemberg wieder in Erinnerung gerufen. Auch damals war zu bewältigen, was wir heute mit dem Wort „Integration“ zu beschreiben versuchen: die umfassende Geltung von Würde und Grundrechten für alle Menschen, das friedliche Zusammenleben einer Gesellschaft, die sich nach ethnischer Zugehörigkeit, Konfession und Kultur ganz verschiedenartig zusammensetzt, die bestmögliche Solidarität von Einheimischen und ausländischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern. In einem Vortrag hat der Brackenhheimer Dekan in Nordhausen, einer der ehemaligen Waldenser-Gemeinden, gesagt: „Fakt ist: Die Geschichte wiederholt sich und fordert uns je neu heraus, unser Mensch- und Christsein gegen alle Unmenschlichkeit und allen Fremdenhaß zu bewähren. Dafür ist und bleibt dieses Dorf ein Mahnmal, von dem gilt: 'lux lucet in tenebris'“. Der Wahlspruch der Waldenser sollte nicht

in Vergessenheit geraten. Er mag uns an eine keineswegs leichte, aber schließlich doch gelungene Integration von Fremden und Einheimischen erinnern und so Mut machen für die Aufgabe, die heute vor uns steht. Die Frage ist, wie wir helfen können, Menschen so viel Selbstachtung zu vermitteln, daß sie nicht zur Gewalt greifen, um sich in Szene zu setzen, ob rechtsextrem oder antisemitisch oder einfach aus Prinzip gegen alle, die anders sind als man selbst. Perspektivlosigkeit und der daraus resultierende Frust, Langeweile, aber auch fehlende Arbeitsplätze zerstören das Selbstwertgefühl und führen oft zu Gewalttätigkeit anderen gegenüber. Es ist nicht einfach, dazu Alternativen zu bieten. Ich bin dankbar für den Einsatz von vielen, zum Beispiel den Streetworkern, die den Kontakt zu solchen Menschen suchen, sie begleiten, viel Geduld aufbringen und beharrlich dran bleiben.

Der Rückgang der Zahl der Arbeitslosen ist erfreulich. Aber er hat auch deutlicher werden lassen, wie viele es sind, die es sehr schwer haben, wieder in den Arbeitsprozeß eingegliedert zu werden. Relativ gesehen, ist der Prozentsatz der Langzeitarbeitslosen, der kaum noch Vermittelbaren, gestiegen. Es ist gut, daß das Diakonische Werk in Württemberg sich gerade um diese Gruppe von Menschen kümmert. Eine Broschüre vom Herbst 2000 (Titel: „Was wir alles für sie tun. Beschäftigungsinitiativen der Diakonie in Württemberg“) zählt eine ganze Reihe von Initiativen auf, deren Angebot denen zugute kommen soll, die einem hochqualifizierten Arbeitsplatz nicht mehr gerecht werden können, aber nur sehr schwer eine für ihre begrenzten Fähigkeiten angemessene Tätigkeit finden.

Nach der Weltkonferenz für Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro (1992) wurde ein Aktionsprogramm für eine umweltverträgliche, nachhaltige Entwicklung verabschiedet und inzwischen von über 180 Staaten unterzeichnet. Dieses Programm trägt den Namen „Agenda 21“ (Was im 21. Jahrhundert zu tun ist): jede Kommune soll gemeinsam mit ihren Bürgerinnen und Bürgern und mit vielen gesellschaftlichen Gruppen über Wege einer nachhaltigen Entwicklung nachdenken und entsprechende Schritte gehen. „Dabei“ – so heißt es in einem Faltblatt der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg – „soll die soziale, die ökologische wie die ökonomische Dimension für die Situation vor Ort (daher „Lokale Agenda 21“) bedacht werden.“

Zum ersten Mal haben die beiden evangelischen Landeskirchen in Baden und Württemberg den Tag der Schöpfung im vergangenen Jahr gemeinsam mit einem Gottesdienst in der Stuttgarter Schloßkirche gefeiert. Es ist ein Versuch, die „Bewahrung der Schöpfung“ mehr ins Bewußtsein unserer Gemeinden zu rücken. Ich hoffe sehr, daß ein solcher Tag im Gemeindeleben während des Kirchenjahres seinen Platz findet. Wie lebensnotwendig das Nachdenken über die Schöpfung ist, führt uns in diesen Wochen und Monaten die BSE-Krise in einem bisher nicht vorstellbaren Maß vor Augen. Diese Krise – so habe ich an unsere Gemeindeglieder geschrieben – ist Folge einer Grenzüberschreitung, an der unsere Gesellschaft insgesamt teil hat. Im Verbund von Industrie, Verbrauchern, Politik und Landwirtschaft hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ein agrarindustrielles System entwickelt, in dem Tiere und Pflanzen nach der Maßgabe industrieller Produktion und ökonomischer Rentabilität gezüchtet, angebaut, gehalten und verwertet werden. Auch die gegenwärtige kritische Debatte hat so ausschließlich den jetzt nötigen Schutz der Menschen im Auge, daß die tieferliegenden Fragen nach der Würde der ganzen Schöpfung und unserer Verantwortung vor Mensch, Tier und Pflanze kaum gestellt werden. Gott hat jedoch nicht nur den Menschen, sondern der ganzen Schöpfung eine Würde zugesprochen, die es zu schützen gilt. Die nicht artgemäße Nutzung von Tieren und Pflanzen verletzt diese Würde. Die BSEKrise konfrontiert uns alle mit den Folgen dieser Grenzverletzung.

Was mich aber fast noch mehr erschüttert, ist die Hilflosigkeit angesichts der Aufgabe, mit dem Rindfleisch umzugehen, das nun zu viel auf dem Markt ist. Vernichtung als Methode der „Marktberreinigung“ kann doch nicht der einzige Weg sein, den wir einschlagen. „Man muß jedenfalls“ – so war in einem Artikel der „Zeit“ zu lesen – „sehr satt sein, um sich vorstellen zu können, 400.000 Rinder statt dessen einfach durch den Schornstein zu jagen.“ („Zeit“ vom 22.02.2001, Seite 2).

Diakonie ist ein weites Feld. Ich habe in meinem Bischofsbericht 1997 und durch regelmäßige Besuche in größeren und kleineren Einrichtungen der Diakonie deutlich zu machen versucht, daß diakonisches Handeln zu den Grunddimensionen von Kirche gehört. Dies gilt im Großen wie im Kleinen, für den Einzelnen wie für die Gemeinde oder die Gesamtkirche, bei der nachbarschaftlichen Hilfe wie bei der Aktion „Brot für die Welt“.

Für unsere diakonischen Einrichtungen haben die finanziellen Rahmenbedingungen und der Effektivitätsdruck dazu geführt, daß in vorher nicht gekannter Weise betriebswirtschaftliche Rahmendaten und die notwendige Rationalisierung die Überlegungen zur täglichen Arbeit stark mitbestimmen. Um so mehr danke ich all den Verantwortlichen, die trotzdem daran festhalten, daß Diakonie in der christlich motivierten Zuwendung zum einzelnen Menschen einen Beitrag leisten will zur Bewahrung der geschöpflichen Würde und der Achtung vor dem Leben, das Gott gegeben hat.

Diakonisches Handeln muß sich immer neuen Aufgaben stellen und neue Formen entwickeln. Aber immer werden wir als Kirche uns auch daran messen lassen müssen, wie weit wir Forderungen, die wir zu Recht als Christen stellen, selbst in die Tat umsetzen.

6. Ökumene

„Nichts schadet der Glaubwürdigkeit und der Glaubhaftigkeit der christlichen Botschaft mehr als das Beispiel (der) Getrenntheit, der Spaltung der Kirche in sich selbst, sei es nur nach konfessionellen, sozialen oder nationalen Gesichtspunkten. Es kann ihr kaum eine größere Gefahr drohen als das Schauspiel ihrer eigenen Zerrissenheit, das sie der zerrissenen Welt darbietet. Wie kann sie mit Vollmacht aufrufen dazu, die Gegensätze der Menschheit, Gegensätze nach Rasse, Klasse oder Nationalität zu überbrücken, wenn die Menschen, die in ihrer Ratlosigkeit in ihr Wahrheit, Frieden und Gemeinschaft suchen, merken müssen, daß zu allen ihren Gegensätzen nun noch ein neuer hinzugekommen ist – zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Lutheranern und Reformierten? Wie sollen Menschen in Wahrheit und Wirklichkeit den einen Gott anbeten, wenn die Gotteshäuser, zu denen es sie ruft, einander ausschließen?“

Der, der dies in einem Vortrag an der Universität Tübingen am 27. November 1948 sagte, war der „aumônier général“, der Leiter der französischen Militärseelsorger, der „Feldbischof“ in der französischen Besatzungszone, Marcel Sturm. Der Dringlichkeit dieser Aussage ist heute, etwas mehr als 52 Jahre später, nichts hinzuzufügen. Im Jahr 1948, in dem der Ökumenische Rat der Kirchen in Amsterdam gegründet wurde (22.8. – 4.9.1948), war der Franzose Sturm, der aus dem Elsaß stammte, eine maßgebliche Stimme von außen auf dem Weg zur Evangelischen Kirche in Deutschland. 1950 hat Martin Niemöller in seiner Ansprache bei der Beerdigung Sturms in BadenBaden sagen können: „Ich weiß wahrhaftig nicht, was 1948 mit uns geworden wäre, hätte nicht in Eisenach vor uns das Wort gestanden, das Marcel Sturm, dort auf der Wartburg, für uns hatte.“ Und dies läßt sich aus dem, was Sturm damals auf der Wartburg anläßlich der verfassungsgebenden Kirchenversammlung der EKD sagte, heraushören: „Wo Christen auseinandergehen, da ist nicht Gottes Geist am Werk! Und darum lassen Sie es mich aussprechen, liebe Brüder, wie

sehr von draußen, wie damals schon zu Zeiten des Kirchenkampfes, Augen und Sinn nach hier gerichtet sind in der Erwartung, daß Gottes einigender Geist sich hier und jetzt, nicht nur im äußeren Zusammenschluß ihrer Kirchen, sondern auch in ihrer lebendigen Gemeinschaft bezeuge.“

Seither hat sich viel getan. Aus der Erwartung, die Sturm damals ausgesprochen hat, ist die Gewißheit geworden, daß der Weg der Ökumene unumkehrbar geworden ist. Sperrige Post wie „Dominus Jesus“ wird es freilich, woher auch immer, auch in Zukunft immer wieder geben. Wir können und wollen aber nicht mehr hinter das zurück, was Prälat Hubert Bour bei der Landessynode im Juli 1999 klar ausgesprochen hat: „Es ist nicht mehr die Zeit, ökumenische Zusammenarbeit zu begründen; sondern heute muß begründet werden, warum Kirchen nicht mehr zusammen arbeiten.“

So zieht sich auch, durch meinen eigenen Lebensweg bedingt, die Ökumene als Schwerpunkt durch die Jahre meiner Amtszeit. Wenn ein Weg der getrennten Kirchen in den Zeiten seit der Reformation mit Stichworten umschrieben werden soll, dann ließe sich das mit der Abfolge tun: Konfrontation – Kommunikation – Kooperation – Kommunion. Weit war der Weg von – vor allem politisch motivierten – Konfessionskriegen in Europa bis zu den Anfängen der Ökumenischen Bewegung 1910 in Edinburgh. Nicht minder groß war die Wegstrecke seitdem bis zur „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ zwischen dem Lutherischen Weltbund und der Römisch-Katholischen Kirche. Aber das gemeinsame Zeugnis der Christen im dritten Jahrtausend bleibt ohne Alternative. Dabei ist die konfessionelle Prägung und Tradition nicht etwas, was überwunden werden muß, sondern Teil der reichen gemeinsamen Tradition der Christenheit und der Ausgestaltung in verschiedenen Typen von Kirchen. Vielfalt ist ein Reichtum. Aber wo daraus selbstgerechte Abgrenzung, Verurteilung, Unterdrückung wird, ist das Christuszeugnis verdunkelt. Das gilt nicht nur zwischen den verschiedenen Kirchen, Denominationen und Konfessionen, sondern auch innerhalb einer Kirche. Das Ziel der Einheit in Christus, und damit das Ziel der Ökumene überhaupt muß deutlich sein und bleiben: „Damit die Welt glaube“ (Johannes 17, 21).

Ökumenische Wegmarken gab es viele in den vergangenen sieben Jahren, vor allem und ganz besonders bei den vielen Besuchen aus dem dichten Beziehungsnetz, das sich zwischen den Gemeinden, Kirchenbezirken und der Landeskirche und Distrikten, Diözesen und Kirchen verschiedener Denominationen und Konfessionen in der weiten Welt entwickelt hat. Dazu gehört besonders die Beziehung zu Thüringen und der slowakischen Kirche. Anders als vor der Wende sind die Verbindungen zwischen Kirchengemeinden im Osten und Westen auf dem Weg zu echten Partnerschaften, nicht mehr die „Patenschaften“ früherer Zeit. Zu den Wegmarken gehört meine Mitarbeit in der Ökumenischen Kommission der EKD wie im Ökumenischen Rat der Kirchen; die Teilnahme an der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Hongkong und dabei vor allem die Besuche in Gemeinden im Süden Chinas; die Teilnahme bei der Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Harare in Zimbabwe und der anschließende Besuch in der berühmten Township in Soweto bei Johannesburg nach der südafrikanischen Wende, wo ich ein kleines Kirchlein entdeckte, das Helmut Claß 1979 eingeweiht hatte.

Ökumenische Wegmarken sind das Taizé-Treffen in Stuttgart; nicht umsonst sind Taizé-Lieder fester Bestandteil unseres neuen Gesangbuches geworden; der Ökumenische Frauenkongreß in Ludwigsburg mit seinen Resolutionen, mit denen sich viele beschäftigt haben und noch immer beschäftigen; die Unterzeichnung der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ in Augsburg und der denkwürdige ökumenische Gottesdienst in

Ellwangen mit der dabei vorgenommenen symbolischen Türöffnung zwischen evangelischer und katholischer Kirche. Eine Wegmarke war auch der Besuch des Kollegiums des württembergischen Oberkirchenrats 2000 in Rom und die Einladung von Bischof Kasper, zu seiner Ernennung zum Kardinal im Februar 2001 nach Rom zu kommen. Dies sind Zeichen für gelebte Ökumene, die der Papst in seiner Rede den neuen Kardinälen eindrücklich ans Herz legte.

Die erfreulich vielen „Direktpartnerschaften“, die es in unserer Landeskirche gibt, zeigen nachdrücklich, wie wichtig es ist, die Partner dort zu erleben, wo sie leben, arbeiten und glauben. Dies war ein Ziel bei allen meinen Reisen innerhalb Europas oder in Übersee. Hinzu kommt, daß der Gast an Ort und Stelle unbefangener Fragen stellen kann, die die „Einheimischen“ gar nicht mehr sehen, weil sie sich zu lange schon an die eigene Situation gewöhnt oder sich mit ihr abgefunden haben.

Viele Christen sind in den vergangenen Jahrzehnten zu uns gekommen, haben sich hier niedergelassen, sind heimisch geworden, sind Teil von uns. Ich bin froh und dankbar, daß wir eine so gut funktionierende Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg haben. Wir sollten diese Arbeitsgemeinschaft stützen, wo wir nur können, und sie in Anspruch nehmen, wo immer es geht. Das Bild der Ökumene bei uns ist vielfältiger geworden, und es wird mit der zusammenwachsenden Europäischen Union noch vielfältiger werden. Die über 40 „ausländischen“ Gemeinden im Bereich unserer Landeskirche sind der beste Beweis dafür. Es kommt freilich nicht zu sehr darauf an, über Ökumene zu reden, sondern sie zu leben.

7. Mission

Es kommt für mich nicht von ungefähr, daß die Schwerpunkte der beiden letzten Synoden der Evangelischen Kirche in Deutschland „Mission“ und „Ökumene“ gewesen sind. Die Kundgebung zum Schwerpunktthema von Leipzig 1999 „Reden von Gott in der Welt – Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend“ hat mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, daß eine Kirche, die ihre Mission, ihren Auftrag, das Evangelium in Wort und Tat weiter zu geben vergißt, sich selbst aufgibt. Mission gehört zum Wesen der Kirche. Der Lutherische Weltbund hat dies schon bei seiner Vollversammlung in Budapest 1984 unterstrichen. Glaubwürdig wird unser Zeugnis als Christen allerdings nur sein, wenn es ein gemeinsames Zeugnis ist. Die weltweite Kirche Jesu Christi lebt in vielen Formen und Ausprägungen, in ganz verschiedenen kulturellen Kontexten und entsprechenden Traditionen. Die universale Kirche erleben wir immer lokal. Gerade deshalb muß uns bewußt sein, daß wir als einzelne Christen wie als einzelne Gemeinden und Kirchen immer nur Teil des großen Ganzen sind. „Kirche sein heißt in Beziehungen sein“, so der Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, Konrad Raiser, in seinem Rechenschaftsbericht vor dem Zentralausschuß. Die Verfassungsänderung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Harare 1998 unterstreicht dies, wenn es unter den Zielen des Ökumenischen Rates nun heißt: „Das Hauptziel der Gemeinschaft der Kirchen im Ökumenischen Rat der Kirchen besteht darin, einander zur sichtbaren Einheit in dem einen Glauben und der einen eucharistischen Gemeinschaft aufzurufen, die ihren Ausdruck im Gottesdienst und im gemeinsamen Leben in Christus findet, durch Zeugnis und Dienst an der Welt und auf diese Einheit zuzugehen, damit die Welt glaube.“

Daß wir auf diesem Weg noch einige Strecken zurückzulegen haben, hat die Erklärung der EKD-Synode in Braunschweig 2000 zum Ausdruck gebracht: „Eins in Christus. Kirchen unterwegs zu mehr Gemeinschaft.“

Unsere Landeskirche ist besonders geprägt durch eine lange Geschichte der Missionsarbeit, die vor allem im Pietismus ihre Wurzeln hat. In freier Verbindung entstanden Missionsgesellschaften und Missionswerke. Sie übernahmen im Ausland und auch im Inland die Aufgabe, das Evangelium weiter zu sagen. Von Anfang an war Mission ganzheitlich, Mission an Leib und Seele. Von Anfang an hat das Evangelium in den verschiedenen Kulturen, auf die es traf, Wurzeln geschlagen. Die letzte Missionskonferenz in Brasilien 1997 hat dies unter dem Thema „Das Evangelium in verschiedenen Kulturen“ wieder ins Bewußtsein gerückt. Von Anfang an war auch klar und beabsichtigt, daß aus der Missionsarbeit selbständige Kirchen entstehen sollten, die ihrerseits den Auftrag der Mission übernehmen, die freilich umgekehrt heute auch nach der Mission in unserem Land fragen. So ist in den letzten Jahren folgerichtig die Entwicklung eingetreten, daß etwa unser „Evangelisches Missionswerk in Südwestdeutschland“ die Verantwortung und die Entscheidungskompetenz mit seinen Partnerkirchen in Übersee teilt, alle wichtigen Entscheidungen im „Mission Council“ fällt, in dem die Kirchen hier wie in Übersee vertreten sind.

In unserem eigenen Land ist die Notwendigkeit eines missionarischen Lebensstils vielen deutlich geworden. Dazu gehören oft weniger die spektakuläre Aktion, als viel mehr der Mut, im Alltag zum eigenen christlichen Glauben zu stehen. Hier sind die Gemeindeglieder alle zur Rechenschaft „über die Hoffnung, die in euch ist“ herausgefordert. Sie dürfen diese „Mission und Evangelisation“ des gelebten Lebens nicht den Spezialisten oder den Hauptamtlichen überlassen.

Der Alltag der Kirchen in den östlichen Bundesländern führt uns die Missionssituation im eigenen Land sehr deutlich vor Augen. Ich finde es ausgesprochen hilfreich, daß gerade von dort zuversichtliche und ermutigende Töne zu hören sind, wenn ich an die Texte denke, die programmatisch überschrieben sind: „Minderheit mit Zukunft“, „Kirche mit Hoffnung“, „Wachsen gegen den Trend“. Solche Ziele können und sollen wir uns setzen, denn Einladung zum Christsein, das ist es, wovon alle, die uns begegnen, angesprochen sein könnten. Aufmerksam, mit offenen Augen und Ohren für die jeweilige Situation, in der wir auf Menschen treffen, wach für ihre Erfahrungen und Fragen, ehrlich in unseren Antworten und selbst lernbereit, das ist es, worauf die Menschen um uns warten. Einladung zum Christsein bei Gottesdiensten, in die wir selber gerne gehen, oder beim Kirchentag, auf den wir nicht wieder 30 Jahre warten sollten. Einladung zum Christsein wie durch das neue Gesangbuch, das viele mit Erstaunen in die Hand genommen haben und sich immer noch darüber freuen.

Einladung zum Christsein, auf phantasievolle Weise wie etwa mit der „Seißener Kinderbibel“, von den Kindern der Gemeinde Seißen „mit unendlich viel Liebe und Hingabe gemalt, nicht nur ein, zwei Monate, sondern über Jahre hinweg“. Einladung zum Christsein, immer bewußt, daß wir keine traurige Nachricht, sondern eine frohe Botschaft weiter zu geben haben; so wie Friedrich Hänssler, der unter dem Titel „Das Kummerkind“ ein Buch heraus brachte, das sich kaum verkaufen ließ. Er änderte nicht den Text, aber den Titel: „Heute kann ich wieder lachen“, und so wurde ein Bestseller daraus.

Missionarische Kompetenz ist ein Schlagwort unserer Tage geworden. Ich meine, es kommt darauf an, aus unserem Glauben heraus schlagfertig zu sein, indem wir immer mit der Gegenwart des Heiligen Geistes rechnen.

7. Schluß

Begonnen habe ich meinen ersten Bischofsbericht 1995 mit einem Zitat von Dietrich Bonhoeffer, an das ich Sie noch einmal erinnern möchte: „Danken wir nicht täglich für die christliche Gemeinschaft, in die wir gestellt sind, auch dort, wo keine große Erfahrung, kein spürbarer Reichtum, sondern nur viel Schwäche, Kleinglauben, Schwierigkeit ist; beklagen wir uns vielmehr bei Gott immer nur darüber, daß alles noch so armselig, so gering ist, so gar nicht dem entspricht, was wir erwartet haben, so hindern wir Gott, unsere Gemeinschaft wachsen zu lassen nach dem Maß und Reichtum, der in Jesus Christus für uns alle bereit liegt.“ So schrieb Dietrich Bonhoeffer in seinem Büchlein „Gemeinsames Leben“. Ich schliesse diesen letzten Bischofsbericht 2001 mit einem anderen Zitat von Bonhoeffer aus einer Predigt, die er im Juli 1933 gehalten hat: „Kein Mensch baut die Kirche, sondern Christus allein. Wer die Kirche bauen will, ist gewiß schon am Werk der Zerstörung. Denn er wird einen Götzentempel bauen, ohne es zu wollen und zu wissen. Wir sollen bekennen – er baut. Wir sollen verkündigen – er baut. Wir sollen zu ihm beten – er baut. Wir kennen seinen Plan nicht. Wir sehen nicht, ob er baut oder einreißt. Es mag sein, daß die Zeiten, die nach menschlichem Ermessen Zeiten des Einsturzes sind, für ihn die großen Zeiten des Bauens sind. Es mag sein, das die menschlich gesehen großen Zeiten der Kirche Zeiten des Einreißens sind. Es ist ein großer Trost, den Christus seiner Kirche gibt: du bekenne, verkündige, zeuge von mir. Ich allein aber will bauen, wo es mir gefällt. Fahr mir nicht ins Regiment. Kirche, tu das deine recht, dann hast du genug getan. Aber tue es auch recht. Siehe nicht nach Meinungen und Ansichten. Frage nicht nach Urteilen. Rechne nicht immer wieder, sieh dich nicht nach anderem Halt um! Kirche, bleib Kirche! Sondern, du Kirche, bekenne, bekenne, bekenne! Christus allein ist dein Herr. Von seiner Gnade allein lebst du, wie du bist. Christus baut.“

Ich habe bei meiner letzten Reise in die Slowakei Pavel Uhorskai besucht, den früheren Generalbischof unserer Partnerkirche in diesem Land. Seit seinem Ruhestand treibt er mit seinen zwei Schwestern wieder den elterlichen Bauernhof um. „Die ganze Arbeit eines Bischofs“ – so sagte Pavel Uhorskai am Ende des Besuchs – „Die ganze Arbeit eines Bischofs muß ein Zeugnis für Jesus Christus sein“. Darum geht es, verehrte Synodale, nur darum.

Für die Richtigkeit
gez. Christof Vetter